

Der Psychiater und Maler Franz Beda Riklin : eine Spurensicherung

Autor(en): **Wilhelm, Hans Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **81 (2001)**

Heft 6

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-166499>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hans Rudolf Wilhelm

DER PSYCHIATER UND MALER FRANZ BEDA RIKLIN (1878–1938)

Eine Spurensichtung

Franz Beda Riklin gehört mit seiner glänzenden Doppelbegabung zum wertvollen Schweizer Kulturerbe. Zusammen mit Eugen Bleuler und Carl Gustav Jung brach er der Psychoanalyse in der Schweiz Bahn. Er führte in Zürich als erster eine psychoanalytisch orientierte Privatpraxis und betreute eine internationale Klientel. Sigmund Freud attestierte ihm das «Cachet einer besonderen Persönlichkeit». Augusto Giacometti, Riklins Mallehrer und langjähriger Freund, sprach von einer seltenen Kunstbegabung. Riklin war mit einer Cousine C. G. Jungs verheiratet und wohnte wie dieser in Küsnacht. Sein kürzlich aufgefundener, völlig unpublizierter schriftlicher Nachlass enthüllt Spuren eines bemerkenswerten Lebens und Wirkens.

Franz Beda Riklin wird am 22. April 1878 in St. Gallen als drittes von zwölf Kindern des Josef Anselm und der Maria Fides Riklin-Grütter geboren. Der Vater ist als Versicherungsbeamter finanziell nicht auf Rosen gebettet. Die katholische Familie Riklin stammt aus dem Raum Uznach-Ricken am oberen Ende des Zürichsees. Aus der Familienchronik bekannt ist etwa ein Hauptmann Riklin, der bei der Mobilisation für den Sonderbundskrieg meuterte, weil das Geschlecht mit den katholischen Orten verbunden war, die sanktgaldischen Truppen aber mit den eidgenössischen zogen. Ein Riklin war Vogt, ein anderer amtierte als Richter und Statthalter.

Franz Beda wächst in einem streng katholischen Milieu heran. Von einer Kindheitserinnerung weiss er später: «Eines der ersten grossen Erlebnisse der frühen Jugend war der sonntägliche Besuch des Gottesdienstes in der prächtigen Domkirche des Klosters St. Gallen. Oft durfte ich im nächtlichen Dunkel des Winters, wohl frierend, an der Hand des Grossvaters zur Messe gehen. Das schöne Glockengeläute, das mich auf dem Weg zur Kirche so feierlich stimmte und dann der grosse weihevollte Raum, das Hochamt mit der prachtentfaltenden Aufführung, all das berührte tief meine fromme kindliche Seele und liess mich die Wunder des göttlichen Mysteriums ahnen.»

Die Gymnasialstudien absolviert er in seiner Geburtsstadt, oft ist er Klassenprimus. Tiefer Ernst und Pietät um die Fragen des Lebens sprechen aus seinen Tagebuchaufzeichnungen. Vom 14. April 1896: «Ich stelle mir eine grosse Aufgabe: die Welt und die Zustände und Menschen kennen zu lernen, und zwar tief, bis auf den Grund, und aus dieser Kenntnis den Mitmenschen zu helfen und zu raten. Der Weg dazu ist

folgender: ich will eifrig studieren, alles; ich will Arzt werden, vielleicht Irrenarzt, um die Menschen wie durchsichtiges Glas vor mir zu haben. Ich will Naturwissenschaft und soziale Zustände, kurz alles, alles studieren. Gott helfe mir, amen.»

1906 verheiratet sich Riklin mit *Sophia Fiechter*, einer Arzttochter aus Basel. Als Enkelin des legendären Basler Medizinprofessors *Karl Gustav Jung* (1794–1864) ist sie zugleich eine Cousine des Psychiaters *Carl Gustav Jung* (1875–1961). Da *Sophia* aus einem reformierten Hause stammt, wird *Franz Beda* von seiner Familie ausgestossen, seine Mutter beschliesst, ihn nicht mehr vor ihrem 75. Lebensjahre sehen zu wollen. Von nun an ist er auf Rückhalt in der Verwandtschaft seiner Frau angewiesen. Die beiden bauen sich 1909 in Küsnacht in Hanglage ein Haus, *C. G. Jung* wohnt mit Seanschluss in derselben Gemeinde. Aus der Ehe wachsen eine Tochter und drei Söhne. Der Erstgeborene, *Franz Niklaus* (1909–1969), wird ebenfalls Psychiater, Jungianer. *C. G. Jung* selbst sorgt für diesen, wie man es für ein eigenes Kind tut. Er gibt ihm die Präsidentschaft über das Curatorium des *C. G. Jung-Institutes*, er betraut ihn mit der Herausgabe seiner gesammelten Werke. *Franz Niklaus* organisiert die Feiern zum 80. und zum 85. Geburtstag Jungs, und er berät diesen in der heiklen Frage der *Freud-Jung-Korrespondenz-Edition*.

*Franz Beda*s anfänglich sehr freundschaftliche Gefühle für *Jung* – die beiden arbeiten wissenschaftlich über Jahre hin eng zusammen – kühlen sich seit Beginn des Ersten Weltkrieges merklich ab. Denn er muss, nach anderen Enttäuschungen, hinnehmen, dass *Jung* erst spät ein Militärdienstaufgebot erhält, er selbst jedoch seit 1914 im Felde steht und so aus

der Verweisung seiner Praxis finanzielle Engpässe entstehen.

Riklin stirbt am 4. Dezember 1938 in seinem Küssnacher Landhaus an den Folgen eines Herzinfarktes. Die höchst erstaunliche Tatsache, dass er heute nahezu vergessen ist, lässt sich nicht erklären, ohne die Art der Beziehung Riklin-Jung näher aufzuzeichnen.

Der Psychiater

Nach Medizinstudien in Genf, Heidelberg und Zürich promoviert Riklin als 1. Assistenzarzt an der Irrenheilanstalt Burghölzli in Zürich bei Professor Eugen Bleuler. In Heidelberg erlernte er an der Kraepelinschen Klinik die Technik des Wortassoziationsversuches, und er führt diese Experimente am Burghölzli ein. Er publiziert bereits 1902 darüber («Hebung epileptischer Amnesien durch Hypnose», Journal für Psychologie und Neurologie, Bd. I). In diesen Forschungsgegenstand führt er als Mentor einen Volontärarzt am Burghölzli, nämlich C. G. Jung, ein. Jungs erste diesbezügliche Publikation erscheint zwei Jahre später in Koautorschaft mit Riklin. In einem Gutachten zu Riklin schreibt Bleuler 1909: «In den mit Jung verfassten *diagnostischen Assoziationsstudien* lässt sich der Anteil jedes Autors an der wissenschaftlichen Arbeit nicht genau ausscheiden. Jedenfalls stammt ein grosser Teil des Materials und dessen Studium und Beschreibung vom Kandidaten [Riklin].» Jung wird für diese Arbeiten, die den Grundstein zu seiner Karriere legen, 1909 in den USA den Ehrendoktor der Rechte erhalten. Es gibt keinen Hinweis auf eine Einsetzung Jungs, diese



Franz Beda Riklin 1938 in seinem Konsultationszimmer in Küssnacht

Ehrung seinem damaligen vorgesetzten 1. Assistenzarzt Riklin auch zukommen zu lassen.

1903 absolviert Riklin die Offizierschule in Basel. Die Stelle des Sekundararztes am Burghölzli wird während seiner Abwesenheit vakant. Riklin besitzt als 1. Assistenzarzt das Privileg auf die Nachfolge. Einige Tage vor seiner Rückkehr aus dem Militärdienst und ohne sein Wissen empfiehlt Direktor Bleuler dem Regierungsrat einen Stellvertreter: «Die Stelle zu versehen hat sich Herr Volontärarzt Dr. C. G. Jung von Basel bereit erklärt. Da er unsere Anstalt bereits kennt und gewiss befähigt ist, das Amt zu übernehmen und ein anderer temporärer Ersatz wohl schwer zu finden wäre, bitte ich Sie, Herrn Dr. Jung als Stellvertreter zu wählen.» Dieser Bitte wird entsprochen. Nach seiner Rückkehr vor das *Fait accompli* gestellt, erlebt Riklin eine Krise. Er braucht einen Erholungsurlaub und wird 1904 als Sekundararzt in die Irrenpflegeanstalt Rheinau abgeschoben. Jung hat im akademischen Zentrum nun freie Bahn.

In Rheinau ist sich Riklin gemäss seinem Arztethos nicht zu schade, als brillanter Forscher (die Neurologische Gesellschaft zu Tokio wählt ihn 1905 als Zeichen ihrer besonderen Hochachtung zum korrespondierenden Mitglied) an der Front zu arbeiten. Er etabliert die Familienpflege und wird so Gründervater der Sozialpsychiatrie im Kanton Zürich. 1909 erhält er als erster den Titel «Kantonaler Inspektor für Irrenpflege». Riklin: «Das Inspektorat für Irrenpflege wurde geschaffen, um die Familienpflege der Geisteskranken durchzuführen und zu besorgen, wobei wir unter Familienpflege die vom Staate organisierte und von Irrenärzten geleitete und überwachte Versorgung solcher Kranker in einzelne Familien verstehen. Diese Institution soll die Anstalten entlasten und ist für viele Kranke eine Verpflegungsart, bei der sie sich wohler und freier fühlen als in der Anstalt.»

Bereits während seiner Tätigkeit in Rheinau beginnt Riklin, sich für die Psychoanalyse Sigmund Freuds einzusetzen. An der 1. Psychoanalytischen Vereinigung 1908 in Salzburg hält er einen Vortrag «besonders zur Compensation der Wienerer». Riklin wahrt sich eine *reservatio mentalis* gegenüber der primordialen Bedeutung frühkindlicher Fixierung für das Entstehen von Neurosen im Erwachsenenalter, wie sie Freud formulierte. Für Riklin hat der Aktualkonflikt dafür eine mindestens ebenso grosse Relevanz. 1909 eröffnet er die erste psychoanalytisch orientierte Privatpraxis in Zürich und behandelt auch Patienten aus Russland und den USA. Als Nervenarzt ist er Spitzenverdiener. 1910 übernimmt er als erster das Sekretariat der im gleichen Jahr gegründeten Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung. Seine Fachpublikationen sind nun zahlreich. Die Differenzen zu Sigmund Freud werden jedoch immer grösser, und 1914 schickt er diesem sein

Demissionsschreiben als Sekretär. Später wird Riklin über Freud (und Jung) schreiben: *«Man ahnte nicht, wie nahe Schisma und Häresie schon waren, nicht als Abfall und Rückzug, wie Freud vermutete, sondern im Sinne einer lebendigen Weitergestaltung. Es war ein Unglück, dass Freud in einem ausgesprochenen Führerprinzip gefangen war. Es musste zu einer Kollision kommen, denn wir Schweizer konnten es, da wir uns seiner einmal bewusst geworden waren, nicht mehr annehmen. Wir waren vom Vorurteil der freien Forschung imprägniert. Freud war der Meinung – und das ist vielleicht das Vorurteil eines künstlerischen Menschen – er sei der Schöpfer des Werkes, nur ihn habe die Inspiration überfallen und niemand dürfe ohne seine Erlaubnis am Werke etwas ändern. Es ist schade, dass später auch Jung in etwas anderer Form dieses Prinzip fast wie ein Erbteil in Besitz genommen hat.»*

Franz Beda ist an einem Wendepunkt angelangt. Die materialistische, zentral in der Libidomechanik sich verankernde Psychoanalyse Freuds vermag ihm die Fragen zu seiner Existenz und Bestimmung sowie zu seinem Wirken im Dienst an der Seele nicht mehr hinreichend zu beantworten. *«Aber je tiefer ich mich in die Materie versenkte, umso mehr verging mir vor-*

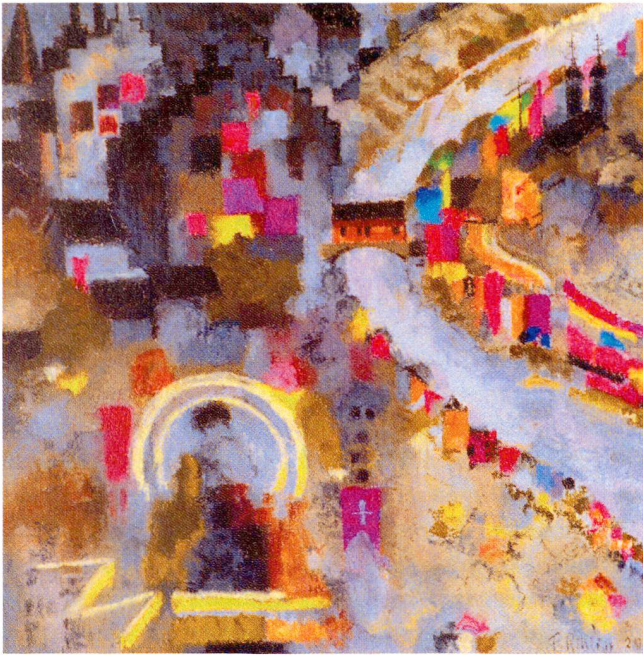
läufig die Lust, im früheren Stil weiter zu publizieren. Ich musste zuerst selber weiter wachsen.» Die Malerei wird ihn zu einer neuen Synthese führen, und er wird daraus Folgendes formulieren: *«Auf einmal trat der Begriff der Werte wieder in diese entwertete Welt, in der alles gleich notwendig und gleich unwichtig erschien, und zwar nicht als menschliche Konstruktion und Forderung, sondern als Wahrspruch der Natur selbst, als Verkündigung des ewig Lebendigen.»*

Der Maler

In einem Brief von 1916 an seine Frau Sophia äussert sich Riklin über ein Erlebnis mit C. G. Jung: *«Und unkünstlerisch ist er [Jung], dass dem Teufel davor grauen kann. Eine Dame hat im [Psychologischen] Club Plastilinfigürchen gezeigt (à la Zeichnungen von Frau S.); es waren eine Reihe Symbole, die einem Entwicklungen ganz mythologisch abgeben. Ich glaube, das ist für viele die Basis und Vorstufe, auf der sie ein Stück Theorie denken, gehört also zu den Arbeiten, aus denen schliesslich ein Denken über das Psychologische entsteht. Hat zunächst mit Kunst nichts zu tun. Ich habe ihm das nachher auch gesagt, und das macht ihm Unbehagen;*



Franz Beda Riklin, Verkündigung, 1915/16. Öl auf Leinwand, 90 x 68,5 cm. Kunsthaus Zürich.



Franz Beda Riklin, Rheinau, 1920. Pastell, 45 x 45 cm. Im Besitz der Familie Riklin.

aus seinem Urteil heraus habe ich deutlich gesehen, dass er wirklich direkt unkünstlerisch ist, oder dann hat er das Augenmass durch die Überschätzung der Symbole, die an und für sich wichtig sind, verloren. Aber der ist nicht bereit, andere Urteile gerne anzunehmen; das plagt ihn sehr. Eines habe ich auch klar heraus. Die Kunst muss bei mir sehr in den Vordergrund.»

Riklin begegnet dem Künstler Augusto Giacometti. Dieser schreibt: «Wie hat Riklin auf mich gewirkt, als ich ihm Ende März 1912 in Florenz zum erstenmal begegnete? Meine Malerfreunde und ich waren irgendwie träumerischer, sentimentaler und ein wenig von Weltschmerz geplagt. Wir haben im Grunde immer moralisiert und wurden die ganze Zeit von einem Extrem ins andere geschleudert. In diesem Hexenkessel wirkte Riklin ausserordentlich frisch und bestimmt, angenehm kühl, beruhigend und entspannend. So, wie wenn das Fieber heruntergeht.» Augusto wird Franz Bedas Freund, und er gibt ihm auf dessen Wunsch Unterricht im Malen. «Ohne Bedenken und mit Freude habe ich zugesagt. Hatte ich doch das Gefühl, er sei der einzige, der meine Malerei wirklich verstehen könne. So habe ich ihm denn alles mitgeteilt, was mein Lehrer in Paris, Eugène Grasset, uns gesagt und alles, was ich durch meine Studien im Laufe der Jahre gelernt hatte. Von mir aus gesehen war es eine «Konfession», und es war herrlich, wie Riklin alles aufgefasst hat. Eine seltene Begabung war in ihm.» Riklin schliesst sich mit Giacometti, Hans Arp, Paul Klee u.a. dem Künstlerbund «Das Neue Leben» an, seine Bilder sind Exponate nationaler Ausstellungen, und damit erwirbt er sich die berufsmässige Mitgliedschaft bei der «Gesellschaft Schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten». 1923 gestaltet er zusammen mit Giacometti die Fres-

ken im Zürcher Amtshaus I. Giacometti: «Die Freskotechnik konnte ich ihm nicht beibringen, weil ich selbst sie erst auch lernen musste. Aber Riklin hat sie rein empirisch oben am Gewölbe entdeckt oder erfunden. Ich musste staunen, wie selbstverständlich ihm das war. Zusammen mit Giuseppe Scartezzini und Jakob Gubler hat er ein ganzes Jahr am Gewölbe gemalt, Tag für Tag. In unserer Malersprache hiess er der «Dottore». Als einmal einer seiner Arztkollegen ins Amtshaus kam und ihn auf dem Gerüst in der weissen Malerbluse erkannte, rief er ihm zu: «So, so, ist das dein Leben B.» Aber Riklin hat einfach weitergemalt.»

In seiner Autobiographie sagt Jung, der auch malte, in einer auf Riklin gemünzten Stelle: «In Wirklichkeit übte die Patientin, deren Stimme in mir sprach, einen verhängnisvollen Einfluss auf Männer aus. Es war ihr gelungen, einem Kollegen von mir einzureden, er sei ein missverständlicher Künstler. Er hat's geglaubt und ist daran zerbrochen. Die Ursache für sein Versagen? Er lebte nicht aus seiner eigenen Anerkennung, sondern von der Anerkennung der anderen.»

Franz Beda Riklin selbst sagt über seine Entwicklung: «In all den folgenden Jahren entstand Bild um Bild. Anregung gaben auch die vielen Blumen im eigenen Garten. Doch ich malte nicht die Blumen als solche, vielmehr den Eindruck, den sie in meiner Seele auslösten, und so entstanden Bilder von intensivster Wirkung und einer unglaublichen Sensibilität. Ich fühlte mich gleichsam eingefangen in ihren Duft wie in einen Hauch des Sommerwinds. Verständlich, dass keines dieser Blumenbilder in der Familie zurückblieb. Der Zugang zu den abstrakten Kompositionen war vielen, trotz der schönen Farben, erschwert. Inhaltlich liegt ihnen meist eine seelische Botschaft, ein visionäres Erlebnis zugrunde.» Und zu einem seiner Gemälde von 1915/16 (vgl. Abbildung): «Das zweite, bereits recht grosse und kühne Bild heisst «Verkündigung». Es ist heute im Besitz des Kunsthauses Zürich. Ein breites reichfarbiges Band zieht, wie von unsichtbarer Hand in Schwingung gesetzt, durch die Bildfläche. Die Leuchtkraft dieses Bandes – man denkt an eine fahnenwehende, feierliche Prozession – und die Schwingung lassen die zusammengeballten dunklen, mit starken schwarzen Strichen durchsetzten Farbbündel nicht aufkommen, trotzdem diese die obere und untere Bildhälfte beherrschen. Die frohe Verheissung, das Leben dominiert.»

Die Darstellung visionärer Offenbarungen in seiner Malkunst lässt vermuten, Franz Beda Riklin habe in seiner zweiten Lebenshälfte zu der ihm gemässen *religio* ans Ewige gefunden, es habe sich der Kreis seines Wachsens geschlossen hin zu der frommen kindlichen Seele, die die Wunder des göttlichen Mysteriums ahnte. ♦

HANS RUDOLF WILHELM, geboren 1952. Private Beschäftigung mit Psychiatriegeschichte. Lebt in Zürich.